

Polyamory & Mono-Normativität

Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen

Marianne Pieper und Robin Bauer

Mono-Normativität

Nicht-monogame Beziehungen gab es zu allen Zeiten an allen Orten. Im Sparta der Antike waren »nebeneheliche« Beziehungen keine Ausnahme und wurden relativ unabhängig vom Geschlecht mit Wissen und Billigung der PartnerInnen eingegangen.¹ In Athen dagegen behielten es sich hauptsächlich Männer vor, sexuelle Kontakte zu Frauen und Männern außerhalb der Ehe zu unterhalten. Im römischen wie im germanischen Recht gab es verschiedene Lebensformen, die vor allem Männern die Möglichkeit nicht-monogamer Beziehungen einräumten. Erst die christliche Kirche im Mittelalter setzte die lebenslange monogame Ehe durch und verbot auf dem Konzil von Trient 1563 das Konkubinat.² Monogamie als sexuelle Ausschließlichkeit war damit festgeschrieben und im Sakrament der Ehe festgelegt.

Allerdings wurden von dieser Normierung all jene ausgeschlossen, die aufgrund restriktiv gehandhabter Heiratsbedingungen nicht als »ehefähig« galten und das war die Mehrheit, nämlich die Masse der Armen, die Landlosen, »Dienstboten, Tagelöhner und sonstigen unvernünftigen Personen« und all jene, »denen erfahrungsgemäß die sittliche und wirtschaftliche Kraft fehlt, eine Familie aus eigenen Mitteln wirtschaftlich zu unterhalten« – wie es in der bayrischen Polizeiordnung von 1616 hieß.³ Neben der monogamen Ehe existierten also viele andere Beziehungsformen – auch nicht-monogamer Art. Das jedenfalls lassen die seit dem Beginn der Industrialisierung und der Entstehung eines industriellen Proletariats gehäuft auftretenden Klagen über »Unzucht«, »Hureirei« und sporadische Liebesbeziehungen vermuten.⁴

Auch heute existieren in unterschiedlichen Regionen der Welt nicht-monogame Lebensformen wie die Polyandrie (gleichzeitige Ehe einer Frau mit mehreren Männern), die Polyynie (gleichzeitige Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen) sowie Lebensgemeinschaften, die weder paarförmig noch sexuell exklusiv gestaltet sind.⁵

Sieht man von der ethnologischen Forschung ab, so sind nicht-monogame Lebensformen hierzulande aus öffentlichen Debatten weitgehend ausgeklammert, da die exklusive Paarform als eine naturgegebene Grundlage menschlicher Existenz erscheint und die vorherrschende Norm darstellt. Dies bewirkt, dass Beziehungsformen, die nicht der Monogamie-Norm entsprechen, als »Abweichung« abgewertet bzw. ignoriert und verschwiegen werden. Wir nennen diese machtvolle Struktur »Mono-Normativität«.

Romantische Liebe

Erst Ende des 18. Jahrhunderts bildete sich die »bürgerliche Ehe und Kernfamilie«, wie wir sie kennen, heraus. Dieses Modell der Primärbeziehung kann als schillernde Hybridgestalt zweier Zeitalter gedeutet werden: Mit der freien Gattenwahl und dem Vertragsverhältnis der Ehe trug es die Grundideen des Liberalismus in sich. Zugleich vertiefte sich die Polarisierung der Geschlechter – als Überbleibsel ständischer Gesellschaften. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung⁵ wurde als naturgegeben, unbezahlte *Reproduktionsarbeit* im »Wesen der Frau« – als »Arbeit aus Liebe« – verankert und zu einem der Stützbeine der kapitalistisch-industriellen Produktion und Gesellschaftsorganisation. Sowohl die Norm der Heterosexualität als auch die der Monogamie wurden in das Fundament dieser Lebensform eingeschrieben.

Anders als in England und Frankreich übernahm in Deutschland – angesichts der sich erst zögernd durchsetzenden Industrialisierung – das neuformierte Bildungsbürgertum die tragende Rolle in dieser Entwicklung. Als emotionale Grundlage der Ehe fungierte das Ideal romantischer Liebe. Das Sexuelle wurde in das Intime schlechthin umgedeutet, das gegenüber Dritten unbedingt gewahrt werden müsse. Liebe erhält »Höchstrelevanz«, sie wird zum »Wichtigsten im Leben«, beinhaltet das Versprechen höchster Glücksgüter und ähnelt damit »Erlösereeligionen« und deren Heilungsverheißungen.⁶ Romantische Liebe wird nicht nur legitim, sondern zur allgemeinen Norm, das Beziehungsduo duldet keine andere Nahbeziehung neben sich. Eine »Wahlverwandtschaft« von Liebe und Eigentum (was einem gehört, kann per se nicht allen anderen gehören) wird von Niklas Luhmann⁷ betont, während feministische Wissenschaftlerinnen darauf verweisen, dass die Monogamie historisch ältere Wurzeln als im bürgerlichen Besitzindividualismus habe. Das Element des Besitzdenkens wird hier in patriarchal strukturierten Gesellschaftsformationen gesehen.¹⁰

Nicht-monogame Gegenbewegungen

Parallel zur Entstehung der bürgerlichen Ehe und Familie bildeten sich immer wieder kulturelle Strömungen und soziale Bewegungen, die Kritik an deren Grundlagen übten.¹¹

1653 verfasste der französische Gelehrte und Dichter Charles Vion d'Alibay ein wissenschaftliches Plädoyer für Polyamourosität und wandte sich gegen das Diktat der Exklusivität dyadischer Beziehungen.¹²

Ende des 18. Jahrhunderts bildeten »Doppellebe«, »Doppellebe« oder »Ménage à trois« ein bevorzugtes und vielfach variiertes Motiv¹³ für die Dichter der »Sturm- und Drangphase«. Goethe deutet in der ersten Version seines Dramas *Stella* die Vision einer »Ehe zu Dritt« an (»eine Wohnung, ein Bett, ein Grab«). Die »Doppellebe-n« bestanden meist in sublimierten »Seelenfreundschaften«, so dass die Ehe als Institution nicht grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Aber das Muster der paarförmigen Exklusivität geriet in Zweifel. Mitunter kamen Utopien der »freien Liebe« auf, verbunden mit frühsozialistischen Visionen des Zusammenlebens ohne Privateigentum, hierarchischer Arbeitsteilung und Geschlechterhierarchien – wie in Wilhelm Heises 1787 erschienenem Roman *Arvinghelli und die glückseligen Inseln*.¹⁶

In den verschiedenen sozialen Bewegungen – wie etwa in der ersten Frauenbewegung und im Sozialismus – gab es ebenfalls Strömungen, die sich kritisch gegen das bürgerliche Kernfamilienmodell und das Monogamiegebot wandten.

Die Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Louise Aston veröffentlichte beispielsweise 1846 einen Gedichtband (*Wilde Rosen*), in dem sie sich offen zur »freien Liebe« bekannte. Frühsozialisten wie Charles Fourier (1772–1837) traten für die Abschaffung der Ehe, die Möglichkeit von Mehrfachbeziehungen und die Einrichtung von nicht-monogamen Gruppen, sogenannten »Liebeskorporationen« ein. Claude Henri de Saint-Simon (1760–1825) löste mit seinen Gedanken zur »freien Liebe« im Paris der 1830er Jahre nicht nur heftige Diskussionen, sondern auch die Veränderung von Beziehungspraxen aus. Diese Ideen der »freien Liebe« beeinflussten die bürgerlich-revolutionären Kreise des deutschen Vormärz.¹⁸ »Freie Liebe« bedeutete für die einen die freie Wahl von Ehe- und Beziehungspartnerinnen – dem Diskurs der romantischen Liebe folgend – oder gipfelte in der Forderung nach vorzählbarer Sexualität. Für andere bedeutete sie die radikale Abkehr von der Monogamie.

Die 1968er Studentenbewegung opponierte gegen die Kernfamilie als Ort repressiver Praktiken und »Ehe-Gefängnis«, skandalisierte die »Monotonie

gamie« als »ökonomische Zwangsveranstaltung« und »verniedrigende Verhaltensvorschrift für lebenden Besitz«¹⁹. Die Kritik wurde zum Teil wie-der revidiert, da die Lebens- und Beziehungspraxen der AktivistInnen sich vielfach nicht allzu sehr von der bürgerlichen Kernfamilie und deren Normenkomplex²⁰ unterschieden. In der Folge bildeten sich jedoch nicht-monomame Lebensformexperimente – wie z.B. in den 1970ern die AA-Kommune des Wiener Aktionisten Otto Mühl²¹, Hippie-Kommunen in den USA und an anderen Orten. »Offene Ehen« wurden propagiert und praktiziert.²² Es kam zu einer Lockerung der Sexual- und Bindungsnormen.

Für die Industriegesellschaft und deren »fordistisches«²³ Produktionsregime war die Kernfamilie zentral. Im Zeichen des gegenwärtigen »post-industriellen« oder »postfordistischen«²⁴ Produktionsregimes wurden die Beziehungsnormen weniger stark, wobei die Anforderungen an Flexibilität, »Selbstbestimmung« und »Selbstverwirklichung« wuchsen. Das Ideal der lebenslangen romantischen Liebe zerbröckelte, an deren Stelle treten zunehmend Abfolgen oder das Nebeneinander leidenschaftlicher Affären und einer Vielzahl lokaler Liebesbeziehungen. Die Idee von romantischer Liebe ist nicht vollständig verabschiedet worden, Vorstellung über Dauer oder Exklusivität haben sich jedoch verschoben und gelockert, und der gesellschaftliche Umgang mit nicht-monomamen Lebensformen hat sich geändert. Komten Poly-Beziehungen und Diskussionen darüber zuvor nur im Verborgenen stattfinden, so werden sie zunehmend als Zeichen autonomer Lebensgestaltung und des Willens zur Selbstverwirklichung offener artikulierbar und gelebt.

Polyamory in der Gegenwart

Unter nicht-monomamen Lebensweisen verstehen wir allgemein Beziehungspraxen, in denen Menschen mit mehr als einem Gegenüber zu einem gegebenen Zeitpunkt Sexualität leben, BDSM praktizieren und/oder Beziehungen leben. Wie Sexualität, BDSM-Praktiken und Beziehungen definiert werden, bleibt den Beteiligten überlassen.

In unseren Untersuchungen geht es nicht um »Fremdgehen« oder den »Seitensprung«, sondern um einvernehmliche nicht-monomame Lebensweisen, die auch als »ethische Nicht-Monogamie« bezeichnet werden.²⁵ In Gemeinschaften wie der schwulen, bisexuellen oder in der BDSM-Szene praktizieren Personen Polyamourösität. Wir haben sie in Europa und den USA für zwei Studien interviewt.²⁶

Es ist möglich, in Beziehungen nicht-monomam zu leben oder ohne feste Bindungen, z.B. in Übergangsphasen zwischen Beziehungen oder wenn man sich bewusst für das Singledasein entscheidet. Manche Menschen gehen aus Erfahrung keine feste Beziehung ein. Sie pflegen lieber Kontakte mit Bekannten und FreundInnen, mit denen sie auch gelegentlich sexuell aktiv sind. Hierzu zählen die unter schwulen Männern und in BDSM-Szenen üblichen *Fuck Buddies* und *Friends with Benefits*.

Beziehungen können durch Polyamory, als offene Beziehungen oder durch Gruppensex nicht-monomam sein. Polyamory, d.h. Mehrfachleben, findet bei solchen Konstellationen Anwendung, in denen Menschen mehrere Beziehungen gleichzeitig führen.

In einer offenen Beziehung können die PartnerInnen unabhängig voneinander sexuelle Begegnungen mit Dritten haben, diese dürfen aber nicht den Status einer Beziehung annehmen. Im Konfliktfall hat immer die primäre Beziehung Vorrang, was Entscheidungsprozesse vereinfacht. Aber nicht jeder sekundäre PartnerIn lässt sich von vornherein als zweitrangig für alle Zeit festlegen, zumal die Entwicklung von sekundären Beziehungen sich nicht einfach vorhersagen oder kontrollieren lässt.

In Mehrfach-Primärbeziehungen hingegen gehen drei oder mehr Menschen eine intime und verbindliche Bindung ein, in der idealerweise alle PartnerInnen das gleiche Mitbestimmungsrecht bei Absprachen besitzen. Das bedeutet nicht, dass diese Beziehungen symmetrisch sind, sondern vielmehr, dass grundsätzlich alle Beteiligten ihre Bedürfnisse »gleichberechtigt« miteinander austandeln, und keine Beziehung von vornherein privilegiert ist. Dennoch können die diversen Beziehungen hinsichtlich der Häufigkeit, Dauer und Art gemeinsamer Aktivitäten sehr unterschiedlich gestaltet werden.

Eine Mehrfachbeziehung kann »geschlossen« sein. So beim Modell Polyfidelity, häufig auch Familie oder sogar Haus genannt. Alle Mitglieder (in der Regel drei bis acht) sind untereinander sexuelle PartnerInnen, zumindest aber signifikante Andere füreinander. Daher ist die Entscheidung, wer in die Gruppe aufgenommen wird, sehr wichtig. Es gibt Gruppen, in denen alle Mitglieder zusammen wohnen und sexuelle Aktivitäten mit Außenstehenden nicht erlaubt sind. Diese Art der Familien-Bildung hat beispielsweise in BDSM-Subkulturen eine lange Tradition.

In »offenen« Mehrfachbeziehungen entsteht jede Bindung prinzipiell unabhängig von den anderen. Die Gestaltung der einzelnen Beziehungen wird individuell verhandelt. Im Gegensatz zur Polyfidelity entwickeln sich hier eher Netzwerke von Beziehungen.

Aushandlung

Kommunikation und Offenheit

Lebensformen sind zunehmend auf die Erfindung und Aushandlung eigener Spielregeln und Formen des Umgangs angewiesen. Das gilt insbesondere für Beziehungsmuster, die nicht auf die herkömmlichen Strukturen zurückgreifen wollen. In Communities mit längerer Tradition alternativer Beziehungen²⁷ existieren bereits Regeln und Verhaltensnormen wie die des Aushandelns von Grenzen und Möglichkeiten, die auch den spezifischen sexuellen Praktiken geschuldet sind. Aushandlung findet verbal oder nonverbal über Körpersprache oder über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft statt. Solche Regelungen dienen dazu, die Beziehungen so zu gestalten, dass sie für alle Beteiligten akzeptable Bedingungen schaffen, Grenzen und Bedürfnisse der Einzelnen respektieren und Verantwortlichkeiten definieren.

Während manche Sexualforscher argumentieren, dass diese »neue Verhandlungs- oder Konsensmoral« die Spontaneität in der Sexualität eliminieren würde, zeigt die Perspektive unserer InterviewpartnerInnen, dass sie Aushandlungen vor allem als Spielräume eröffnende und ermöglichende Praxis erleben.

Kommunikation, Ehrlichkeit, Offenheit und Vertrauen bedeuten für die meisten Interviewten den Schlüssel zu einer gelingenden Beziehung. Anstelle eines »Verschwindens der Sexualmoral«²⁸ deutet sich hier eher eine Verschiebung der Inhalte moralischer Standards an. Nicht Treue im traditionellen Sinn, sondern Kommunikation und absolute Offenlegung bilden Verhaltensnormen, die es auch um den Preis der Verletzung eigener Gefühle und der Empfindungen von PartnerInnen einzuhalten gilt.²⁹ Die Fähigkeit zur Offenheit und zur Artikulation eigener Bedürfnisse ist ein Ideal, sie ist aber nicht selbstverständlich vorhanden, sondern muss vielfach erst erlernt werden.

Gefühlsbalancen und Exklusivräume

Gegenstand der Kommunikations- und Aushandlungsprozesse sind zunächst Fragen der wechselseitigen Offenlegung weiterer Beziehungen. Das betrifft für die meisten auch die Frage, welche Sachverhalte erzählt werden müssen, auf welchem Detaillierungsniveau über die jeweils anderen Beziehungen berichtet werden sollte, mit welchem Maß an emotionaler Involviertheit dies geschehen kann und zu welchem Zeitpunkt welche Sachverhalte offen gelegt werden sollten. Dabei handelt es sich um Balanceakte zwischen dem Ideal der Offenheit und dem Respekt vor den Gefühlen und Verletzlichkeiten der PartnerInnen. In einer Poly-Beziehung zu leben, bedeutet keineswegs, die »mono-normativ« strukturierten Gefühle

abstreifen zu können. Vielmehr gilt es, Wege zu finden, um mit Verlustängsten, Konkurrenz- und Neidgefühlen, Eifersucht und Bedrohungen des Selbstwertgefühls umzugehen. Die Praxis der InterviewpartnerInnen besteht nicht im Verheimlichen, sondern im Plätkoyer für Offenheit. Diese Offenheit ist allerdings mit Vereinbarungen darüber verbunden, in welcher Form sie statzfinden habe – wie Tony berichtet: »Also, was so'n bisschen Abmachung ist, ist die Frage, wie man darüber redet.« In ihrer bisexuellen Poly-Beziehung versucht sie die Konkurrenz- und Eifersuchtsgefühle der PartnerInnen zu balancieren, indem sie ihre Empphase aus den Schilderungen der jeweils anderen Beziehung herauszulaten versucht, nachdem sie erkannt hat: »So wie ich auch anderen Leuten, die mir wichtig sind in meinem Leben, immer erzähle, was in meinem Leben los ist, so erzähl ich das halt auch Philipp, was manchmal halt auch ein bisschen schwierig ist, weil ich halt immer so begeistert bin: Hurra! Weißt du, was ich erlebt hab?«

Eine weitere Strategie besteht darin, Räume von »Teil-Exklusivitäten« zu definieren. Exklusivräume können etwa bei Fernbeziehungen unterschiedliche Städte sein, es kann sich auch um Wohnungen oder Räume handeln, die jeweils exklusiv nur mit einer Person genutzt werden. Besonders häufiger Gegenstand von Aushandlungsprozessen und Vereinbarungen ist die Schaffung von »Zeiträumen«, die den jeweiligen PartnerInnen exklusiv vorbehalten sind: »Also Zeit ist wirklich so ein Faktor, wo ich denke, das ist schwierig, dass es dann oft so ist, wenn zwei zusammen sind, dann ist der Dritte eben allein.« Im »Zeitproblem« artikulieren sich mitunter Konkurrenzkonflikte der Poly-Beziehungen, aber auch die Tatsache, dass »viele Beziehungen zu führen natürlich auch Zeit kostet.« Eine Frage von Aushandlung und der Schaffung von Teil-Exklusivitäten betrifft auch Absprachen darüber, mit wem bzw. mit welchen PartnerInnen ungeschützter Sex möglich ist und mit wem Safer Sex praktiziert wird. Das verweist auch darauf, dass nicht alle Beziehungen in einem Poly-System gleichgewichtig nebeneinander bestehen, sondern zum Teil auch durch die Frage der Schaffung exklusiver Räume hierarchisiert werden. Im Laufe der gemeinsamen Poly-Beziehung und der Intensivierung eines wechselseitigen Vertrauens sowie der Entwicklung einer gegenseitigen Zuneigung aller Beteiligten zueinander können sich diese Exklusivnormen und die Reservierung von »Exklusivraum« wieder verändern.

Poly-Lebensformen in einer mono-normativen Gesellschaft

Personen, die nicht-monogam leben, sind nach wie vor gesellschaftlich häufig mit Vorurteilen und Negativ-Bewertungen gegenüber ihren

Beziehungsformen konfrontiert, etwa mit dem Vorwurf, nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht zu sein. Teilweise werden solche Vorurteile auch verinnerlicht. Das deutet daraufhin, dass die Organisation von Sexualität und Beziehungsformen nach wie vor auch eine moralische Dimension hat, entgegen der These, die Sexualmoral sei im Schwinden begriffen.³⁰ Darüber hinaus scheint sie ihre geschlechterspezifische Ausprägung erhalten zu haben. Nicht-monogame Frauen werden häufig von Außenstehenden abgewertet, etwa als »Schlampen« und »Flitze«. In bestimmten politischen, anti-patriarchalen Kulturen wiederum kann die Sexualmoral in Hinblick auf die Geschlechter auch szenespezifisch verschoben sein, sodass dort die Nicht-Monogamie von Männern eher sanktioniert wird.

Mono-Normativitätseffekte

Der normative Charakter der Monogamie zeigt sich auch in der Ungleichbehandlung monogamer und nicht-monogamer Beziehungen bei der Suche nach den Ursachen für das Ende einer Beziehung. Ein Effekt der Sozialisation in einer mono-normativen Gesellschaft ist, dass jede Beziehung, die nicht ein Leben lang hält, als gescheitert interpretiert wird. Während monogam lebende Menschen in der Regel nach solch einem vermeintlichen »Scheitern« einer Beziehung die nächste in der Hoffnung eingehen, nun endlich den/die Richtige/n zu finden (serielle Monogamie), lässt sich aus einer Poly-Perspektive die dahinter stehende mono-normative Logik grundsätzlich hinterfragen: »Must all our interactions be judged on a pass/fail basis? Isn't the experience of these relationships the important part?«³¹

Eifersucht

Eifersucht ist kein Thema, das spezifisch Menschen mit nicht-monogamen Beziehungspraxen betrifft. Die unter Menschen, die sich als monogam verstehen, weit verbreitete Vorstellung, eine nicht-monogame Lebensweise würde Eifersucht hervorrufen oder verstärken, kommt wir in unserer Untersuchung nicht bestätigen. Während Eifersucht in unserem mono-normativen Kulturkreis in der Regel nicht reflektiert, sondern geradezu als anthropologische Konstante behandelt wird, erfahren nicht-monogam lebende Menschen Eifersucht eher als eine Gefühlskodierung, die veränderbar ist. Als gesellschaftliches Konstrukt kann Eifersucht in seine Bestandteile wie Selbstwertgefühl, Besitzdenken usw. zerlegt werden, die dann einzeln angesehen und bearbeitet werden können. Dossie Easton und Catherine Liszt nennen als mögliche Gefühlsstrukturen, die hinter Eifersucht stehen, u.a. Neid, Trauer und Verlustängste, Konkurrenz und die »Nummer Eins« sein zu wollen, sowie mangelndes Selbstwertgefühl.³² Die meisten dieser Ängste sind Teil der generellen Persönlichkeitsstruktur der jeweils Betroffenen und werden möglicherweise in einer bestimmten Beziehungssituation sichtbar,

aber nicht durch diese verursacht. Dabei betrifft das Bearbeiten solcher Ängste die PartnerInnen größtenteils nur indirekt. In der Regel hat eine Beschäftigung mit den Hintergründen von Eifersucht zwar nicht zur Folge, dass dieses Gefühl komplett verschwindet. Es verliert aber seine Absolutheit, wird nicht mehr als so bedrohlich empfunden, und wird ein Stück weit kontrollierbar.³³

Der Umgang mit Eifersucht fällt häufig leichter, wenn in einer Beziehung bereits eine solide Vertrauensbasis geschaffen wurde. Das Vertrauen in die/den PartnerIn wächst in Poly-Beziehungen in der Regel besonders, wenn die PartnerInnen mit der Zeit die Erfahrung machen können, dass sexuelle Handlungen und Beziehungen mit Außenstehenden nicht zum Abbruch der Beziehung führen.

Motive für die Wahl einer nicht-monogamen Lebensweise

Abkehr von der Monogamie

Aufgrund mangelnder Alternativen in einer mono-normativen Kultur haben viele Poly-Lebende zunächst versucht, monogame Beziehungen zu führen. In der Regel wurde dies als »Scheitern« erlebt.

Das Kollidieren mit der mono-normativen Beziehungspraxis erweist sich als konstruktiv, wenn es zu einer ethischen nicht-monogamen Verhaltensweise führt. Die Erfahrung, dass ein Ver-Lieben nicht mit dem Ent-Lieben eines bereits vorhandenen Beziehungspartners einhergehen muss, wird für manche Menschen eine positive Erfahrung, die der Auslöser für einen nicht-monogamen Lebensstil sein kann.

Wider die Exklusivität

Ein Motiv für eine nicht-monogame Lebensweise ist die Selbststerkennnis, dass die eigenen sexuellen und emotionalen Bedürfnisse so vielfältig sind, dass es als unrealistisch eingeschätzt wird, dass eine einzige Person all diese Bedürfnisse erfüllen könnte. Umgekehrt wird damit häufig auch der Anspruch aufgegeben, für jemanden alles sein zu wollen oder zu können. Dies wird besonders von BDSM-praktizierenden Menschen, betont, da sie häufig eine ganze Bandbreite an sexuellen Vorlieben, die gleichzeitig sehr spezifisch sein können, vorzuweisen haben.

Wider die Mono-Normativität

Einige Poly-Lebende, wie hier die BDSM praktizierende, queere Lola, sehen auch einen politischen Aspekt darin, das Prinzip der Exklusivität zu hinterfragen:

»And that once you fall in love with somebody you own that person and have certain exclusive rights to that person. And if that person is with somebody else, then that's somehow something that's taking away some of your stuff. And it took me many, many, many years of being a really jealous person to realize that maybe I was kinda following what had been fed to me through marketing, through mainstream media, through living in a sort of puritanical Judeo-Christian culture, where sex is seen as bad. So to me non-mongamy is sort of a more collective sexual experience, and it sort of opens stuff up.«

Die Bewertung der Poly-Praxen

Das Ideal der romantischen Liebe und die Exklusivität der Paarbeziehung erfahren eine offensichtliche Verschiebung. Die Vorstellung von der einzigen dauerhaften Liebe wird abgelöst von der Wiederholbarkeit des Liebens. Auch das Paar stellt sich als spaltbar und erweiterbar heraus. Als Erbe der mono-normativen Tradition erweisen sich Gefühlsprägungen, die Verlebungspotenziale in sich tragen und diese Gefühle müssen bearbeitet werden. Gleichwohl bewerten die InterviewpartnerInnen ihre Poly-Beziehungen als ausgesprochen positiv. Neben der Bedeutung romantischer Empfindungen werden Lustbetonung und eine Erweiterung emotionalen Erlebens in den Interviews hervorgehoben. Unsere Studien haben ergeben, dass neben dem Zuwachs an Intensität und Lust auch Gewinne für weitere Beziehungen bzw. Primärbeziehungen entstehen: Routinen und Langeweile würden vermieden, eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die jeweiligen PartnerInnen stelle sich ein; die Erfahrungen in den jeweiligen Sekundärbeziehungen bereicherten auch die anderen Primärbeziehungen – und umgekehrt.

Viele Poly-Lebende empfinden in ihren Beziehungen erweiterte Autonomiepielräume. Sie haben eigenständige Lebenspraxen entwickelt und verlassen sich nicht mehr auf die traditionellen Vorgaben. Sie leben nicht notwendig in Paarkonstellationen und wissen zwischen den verschiedenen Qualitäten von Beziehungen zu unterscheiden. Sexualität ist nicht automatisch mit romantischer Liebe gekoppelt, sondern kann – wie eine Interviewpartnerin es formuliert – »*Ausdruck von etwas ganz Verschiedenem sein, von Zuneigung, Vertrauen, Erotik, Liebe*«, Dimensionen, die jeweils für sich oder in Kombinationen mit unterschiedlichen Personen gelebt werden können.

Poly-Beziehungen können auch als Formen von Widerstand gedeutet werden, denn sie stellen den Exodus aus einem herrschenden Beziehungsmodell dar. In den Poly-Beziehungen formieren sich neue Muster des *Kommuns*³⁴, also des Gemeinsamen. Damit unterbrechen und durchkreu-

zen Poly-Lebensformen mono-normative, hetero-normative, sexistische und andere Machtstrukturen und Herrschaftslogiken.